
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 112. Bromberg, den 8. Juni 1927.

Christine Berthold.

Roman von Emma Nuß.

(8. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Sie durchschritten eine breite, schon herbstlich kahle Kastanienallee. Bei einer Biegung des Weges verlangsamte Krüß seinen Gang und fragte unvermittelt:

„Gnädiges Fräulein sind wohl zu Besuch in Hamburg?"

„Nein, ich wohne in Hamburg."

„Aber wie kommt es denn, daß Sie noch nicht hier waren? Sprach Fräulein Peters nicht von Jugendfreundschaft?" fragte der Assessor und sah ihr voller Interesse in die blanken Rehaugen, wie er sie für sich nannte.

„Ja, wir kennen uns schon sehr lange", erwiderte Christine und wandte ihr Gesicht von ihm weg der nun vor ihnen liegenden Wasserfläche zu.

„Ach, wie ist die Elbe herrlich schön hier", versuchte sie abzulenken und blickte bewundernd um sich.

Doch er sah nur das schlanke Mädchen, das über die Steinbrüstung gelehnt in die hellglitzernde Flut schaute, und in dessen braunes Haar die Sonne flimmernde Goldfäden wob. —Er mußte sie zwingen, ihre Augen ihm wieder zuzuwenden, und so begann er wieder: „Nun, so sehr lange kann das doch noch nicht her sein. Fräulein Susi ist doch erst fünf Jahre in Hamburg, und vorher haben Sie sich doch wohl nicht gekannt."

Sie drehte sich um: „Wie bestimmt Sie das sagen, Herr Assessor! Aber ich muß Sie leider dahin berichtigen, daß ich Susi kenne, seit ich denken kann, denn wir waren doch zusammen im . . ."

Erschreckt hielt sie inne, und eine tiefe Röte bedeckte ihr Gesicht. Beinahe hätte sie eine Taktlosigkeit begangen. Am Ende wußte dieser Herr gar nichts von Susis Aufenthalt im Waisenhaus.

Doch er fragte hastig zurück: „Etwa im Waisenhaus?"

„Ja", sagte sie erleichtert, „wir sind dort zusammen erzogen worden."

Er war neben sie getreten, und ein [illegible]es Mitleid klang durch seine Stimme, als er nun fragte: „Dann haben Sie auch keine Eltern mehr?"

„Nein."

„Und leben hier in Hamburg bei Verwandten?"

„Ich besitze gar keine Verwandten und bin hier in Hamburg in Stellung." Ihre Hände lösten sich von dem kalten Stein, den sie bis dahin umschlungen hielten, und sie stand nun kerzengerade vor ihm, gewärtig der Frage, die nun erfolgen mußte.

In sein Gesicht trat ein maßloses Erstaunen. „Hier in Hamburg in Stellung", wiederholte er fast unbewußt in seinem Staunen. „Sie in Stellung?" fragte er dann, und sein weicher Blick trieb ihr von neuem eine Blutwelle in das Gesicht. „So kamen Sie wohl neulich von Ihrer Tätigkeit, als ich Ihnen am Alsterdamm auf der Treppe begegnete?" forschte er etwas erregt weiter, und sie nickte nur als Antwort.

„Verzeihung, wenn ich noch eine Frage tue — sind Sie in jenem Hause angestellt, in dem ich Sie traf?"

Nun richtete sie ihre Augen voll auf ihn: „Ich bin Privatsekretärin bei Herrn Friedrich Krüß."

„Bei — meinem — Vater?"

„Ja, Herr Assessor", sagte sie einfach, und da sein Blick sie zu verwirren drohte, sie fast unsicher machte, tat sie möglichst unbefangen, indem sie rasch wieder auf den Gartenweg trat: „Vielleicht haben Sie die Freundlichkeit, mir noch den weiteren Teil des Gartens zu zeigen, falls Sie Ihre Führerschaft nun nicht überflüssig oder lästig finden sollten."

Sie bemerkte, wie eine fliegende Röte sein hübsches, offenes Gesicht überzog: „Was meinten Sie mit diesen letzten Worten, Fräulein Berthold?"

„Ich meine, daß ich es Ihnen nicht verdenken werde, wenn Sie einer Angestellten Ihres Herrn Vaters . . ."

Sie sah noch, wie es zornig in seinem Gesicht aufleuchtete, doch Susis Erscheinen machte dem Gespräch ein Ende. Sie hing sich fröhlich plaudernd an Christinens Arm, diese auf alle Schönheiten des prächtigen Grundstücks aufmerksam machend, und beunruhigte sich innerlich, warum der Mann, den sie mit all der Leidenschaft und Hingebung, deren sie fähig war, liebte, warum er so still und nachdenklich neben ihr herschritt. — Würde er denn nie sehen, daß ihre Gedanken sich nur noch mit ihm beschäftigten, daß sie Jahre ihres Lebens darum gäbe, wenn sie einmal jenes heiße, tiefe Aufleuchten in seinen Augen erblicken könnte, das sie bei all den anderen jungen Herren ihrer Kreise so völlig gleichgültig ließ? —

Allmählich schwieg auch sie und preßte Christinens Arm zärtlich an sich. Diese brachte ihr ein Herz voll innigster Liebe entgegen. Das wußte sie seit ihrer frühesten Kindheit und empfand es in dieser Minute als ein köstlich wohltuendes Geschenk des Himmels.

Die Teestunde verlief wieder in allgemein heiterer Stimmung, doch vermied es Werner Krüß, Christine auch nur ein einziges Mal anzublicken. Als sie sich jedoch nach einer Weile erhob, um sich zu verabschieden, da stand er auf und sagte: „Wenn Sie gestatten, begleite ich Sie ein Stückchen, Fräulein Berthold. Wir haben ja denselben Weg, wenn Sie nach der inneren Stadt gehen."

Christine sah verblüfft auf, doch unter seinem zwingenden Blick brachte sie keine Ausflüchte über die Lippen.

Enttäuscht rief aber Susi: „Wie, Sie wollen auch schon gehen, Werner?"

„Wenn ich mit dem großen Urteil, das ich für die morgige Sitzung noch zu bauen habe, bis zu Ihrem Erscheinen heute abend fertig werden soll, darf ich allerdings nicht mehr länger säumen", lächelte er sie wie ein trostbedürftiges Kind an.

„Ach, Onkel, wir gehen heute abend zum Hummeressen?" jubelte sie vor lauter Glück, Werner so bald wiederzusehen.

Voller Herzlichkeit nahm sie Abschied von Christine und forderte diese auf, ja recht bald und oft wiederzukommen.

Und Christine verließ beglückt das Haus, in dem sie so gut aufgenommen worden, und darinnen ihre Susi, ihre Jugendfreundin lebte. Mit einer ihr ganz fremden Zärtlichkeit dachte sie an das blonde, anmutige Geschöpf, als Werner Krüß an ihrer Seite stumm die Elbchaussee entlangging. Doch bald begann er mit ruhiger Stimme: „So, Fräulein Berthold, nun können wir unser Gespräch von vorhin im Garten beendigen. Sie blieben ja mitten im Satz stecken."

„Ach, es war sicher nicht so wichtig, was ich sagen wollte, daß es sich lohnte, noch einmal davon zu sprechen", meinte Christine etwas befangen.

„Und wenn es mir nun doch so wichtig wäre — würden Sie dann den Satz auch jetzt noch in demselben Sinne zu Ende führen?"

„Es hat sich ja inzwischen nichts ereignet, Herr Assessor, das meine Meinung über diesen Punkt hätte beeinflussen können."

„So halten Sie mich also für einen jener traurigen Burschen, der den Menschen als minderwertig ansieht, der gelernt hat, zu arbeiten und auf eigenen Füßen zu stehen?"

Scharf klangen seine Worte, so daß Christine überrascht stehen blieb.

„Ich wollte Sie gewiß nicht kränken, Herr Krüß. Doch ich kenne aus Ihren Kreisen nur diese eine Behandlungsweise und bitte Sie um Verzeihung, wenn ich Ihnen unrecht getan habe. Ich sah aber bisher nur da Achtung und Anerkennung, wo gewiß nebst vielem Lobenswerten vor allem jedoch der wohlgefüllte Geldbeutel seinen Glorienschein um den Menschen wob." Sie streckte ihm frei die Hand hin, die er ergriff und an die Lippen führte. Erschrocken wollte sie die Hand zurückziehen. Es war das erste Mal, daß ein Herr ihr die Hand geküßt hatte.

Doch er schien diese Abwehr nicht zu bemerken und sagte nun: „Es klingt ungemein traurig, was Sie da sagen. Besonders, wenn es eine junge Dame in Ihrem Alter ausspricht. Wie gerne möchte ich Sie eines Besseren über unsere Kreise belehren! Sie sollten doch noch mit einem wahren Heißhunger versuchen, Ihre Jugend zu genießen."

Voller Entsetzen starrte ihn da Christine an. Diese selben Worte hatte ihr schon einmal jemand gesagt, daß sie tagelang wie unter einer rohen, körperlichen Mißhandlung darunter gelitten hatte. Und Döhlens Bild stieg vor ihren Augen auf, so daß sie kalt fragte: „Wie stellen Sie sich denn das vor mit dem Genießen meiner Jugend, Herr Krüß?"

Er hörte den schneidenden Ton in ihrer Frage und verstand ihn nicht.

„Es gibt dafür wohl kein bestimmtes Rezept," sagte er. „Aber haben Sie nie selbst das Bedürfnis, auch wie andere junge Damen Ihres Alters in einem fröhlichen Kreise vergnügt zu sein?"

„Und wenn ich es hätte? Was könnte das für ein Kreis sein?" fragte sie etwas versöhnlicher, als sie in sein offenes Gesicht blickte. „Ich gehöre keinerlei Kreisen an. Es blieben nur meine Kollegen und Kolleginnen. Doch die haben wohl alle eine fröhlichere, kindlichere Jugend gehabt als ich. Sie konnten doch fast alle Vater und Mutter sagen. Oder," fuhr sie fort, „ich bin zu schwerfällig für ihre gewiß harmlosen Vergnügungen, von denen sie soviel sprechen. Wie ich das oft bedauere! — Na, und der Oberbürgermeister von Hamburg wird mich wohl nicht in seine Kreise ziehen," schloß sie mit einem Versuch zu scherzen.

„Wie einsam und traurig muß Ihre Jugend doch sein!" Er blickte sie so innig und so voll heißen Mitleids an, daß ihr Gesicht sich mit einer leichten Röte bedeckte und sie verwirrt die Augen zu Boden senkte.

Sie waren bis zum Altonaer Rathaus gelangt und gingen eben durch eine schmale Allee der gänzlich leeren Anlagen, als Christine am Ausgang derselben stehen blieb und auf die Haltestelle der Straßenbahn vor sich wies: „Ich werde von hier aus fahren, Herr Krüß."

Freundlich bot sie ihm die Hand, die er wieder an die Lippen zog. „Leben Sie wohl, Fräulein Berthold," sagte er und sah ihr mit einem so glücklichen Aufleuchten in die erschrockenen Augen, daß sie die Lider darüber senkte und doch in ihrem Herzen eine seltsam weiche, freudige Empfindung verspürte. Ihr war mit einem Male zu Mute, als fiele alle Schwere des Lebens von ihr ab, als wüchsen ihrer Seele Flügel, die sie in ein Wunderland von ungeahnter Schönheit und Glückseligkeit trügen.

Dann schieden sie, und sein Blick folgte ihr in heißaufwallender Zärtlichkeit, um den Susi — hätte er ihr gegolten — Jahre ihres Lebens freudig hingegeben hätte.

13. Kapitel.

Von nun an begann für Christine ein neues, ungeahnt schönes Leben. Ihre Freundschaft mit Susi erschien ihr wie ein seltenes Kleinod, das ihr unerwartet in den Schoß gefallen war.

Und auch Susi empfand eine innige Zuneigung für die Freundin, deren ruhige, starke Persönlichkeit großen Einfluß auf sie machte. Christine war auch der einzige Mensch, der sie ernst zu nehmen schien. Mit ihren übrigen Freundinnen verbanden sie nur rein gesellschaftliche Interessen; der Onkel verhätschelte sie wie ein verwöhntes Kind, die Bekannten wetteiferten mit ihm darin, und Werner Krüß —? Der hatte stets nur gutmütigen Spott für sie und all ihr Tun. Darum glaubte sie ihn manchmal zu hassen, stampfte in seiner Gegenwart zornig mit dem Fuße auf, wenn jedes ernste Wort von ihr ein wohlwollend entschuldigendes Lächeln bei ihm hervorrief, und sehnte sich nur um so mehr nach seiner Gegenwart, wenn er nur kaum das Haus verlassen hatte. So erschien ihr Christine als willkommene Ablenkung in ihrem ohnmächtigen Ringen um den Geliebten. Mit ihr kam ein ganz neuer, ihr fremder Interessenkreis in Susis Dasein.

Sie besuchte die Freundin in ihrer bescheiden möblierten Stube bei Frau Twesten, sie fing an, diese Stube umzumodeln, brachte Bilder und Kissen und allerhand kleine Luxusgegenstände, während Christine ahnungslos im Geschäft an ihrer Arbeit saß. Als sie dann nach Hause kam und diese glanzvolle Veränderung bemerkte, blieb sie überrascht auf der Schwelle stehen und rief dann laut lachend: „Frau Twesten, Sie wollen mich wohl in der Miete steigern, oder haben Sie das große Los gewonnen, daß Sie mich hier wie ein verwöhntes Prinzeßchen in weiche, seidene Kissen setzen wollen?"

Verschmitzt lächelnd kam die Wirtin herbei: „Ach, Fräulein Berthold, das hat ja doch Fräulein Peters alles heute hier angeschleppt."

„Fräulein Peters hat das gebracht?" Fast unmutig klang die Frage.

Die Wirtin nickte und bemerkte erstaunt die Wirkung von Susis heimlicher Aufmerksamkeit.

Dann sprach Christine nicht mehr davon und nahm ihre Mahlzeit ein, die Frau Twesten ihr auftrug.

Schon am nächsten Tage hatte Susi das meiste wieder abholen müssen.

„Das ist doch nichts für mich, Susi," hatte Christine ihr gesagt. „Wenn ich abends meine Bücher und Arbeiten vorhabe, dann sitze ich auf meinem Rohrstuhl, und deine hübschen Kissen liegen mir im Weg, da ich den geringen Raum hier für meine Hefte und Schreibereien brauche. Und dann, Susi — nimm mir's nicht übel — bedarf es denn solcher Geschenke, um mir zu zeigen, daß du mich lieb hast?"

„Aber Christel," meinte Susi gekränkt, „ich wollte es dir behaglicher hier machen. Du tatest mir so leid in dieser kahlen, bescheidenen Stube."

Da sah sich Christine erstaunt um. „Kahl und bescheiden nennst du die Stube? Und ist doch mein Reich, entspricht doch meinem Stand, Kind. Weißt du noch, wie wir im Waisenhaus nur eigentlich kleine Gefangene waren, kontrolliert in Wort und Blick und jedem Schritt? Und hier bin ich Alleinherrscherin, reich und glücklich und habe sogar dich wieder dazu gefunden! Was fehlt mir denn noch, du Dummerchen?"

Glückstrahlend sah sie sich um, und lächelnd sagte sie: „Bei Weißhaupts hatte ich ein weißgetünchtes Dachstübchen, so klein und winzig, daß ich die Türe öffnen mußte, wenn ich mich an- oder auszog. Hier habe ich meine große, gutmöblierte Stube. Später kommt dann meine eigene Wohnung, dann die Villa und zuletzt — — —"

„Der Palast!" spottete Susi.

„Wer weiß?!" meinte Christine nachdenklich. „Ich stehe ja erst auf der niedrigsten Sprosse der Lebensleiter. Die aber ist hoch, und ich will hinauf."

Das junge verwöhnte Mädchen sah verblüfft in das blasse Gesicht der Freundin. „Wenn ich doch nur ein kleines Teilchen deines starken Wollens hätte!" sagte es bedrückt. „Dir muß ja alles gelingen, Christel."

Und unvermittelt begann Susi von Werner Krüß zu sprechen: „Weißt du, sein Vater vergöttert ihn", plauderte sie, und Christine fiel es schwer, sich ihren Chef bei solcher Betätigung vorzustellen.

„Seine Mutter ist eine halbe Gelehrte, die keinen Kaufmann leiden kann. Sie hat es auch durchgesetzt, daß Werner Jurist wurde."

Christine entgegnete nichts darauf.

„Ich muß noch allerhand Besorgungen machen für die Weihnachtskisten vom Waisenhaus. Onkel Ernst schickt doch noch jedes Jahr wie damals den Kindern die Geschenke, — kommst du mit in die Stadt?"

Gern begleitete Christine die Freundin, und sie kauften und scherzten und kramten tausend Erinnerungen aus, die alle die Stätte ihrer Kinderjahre zum Ziele hatten.

„Und es war doch manchmal schön im Waisenhaus", behauptete jetzt Susi.

„Aber es ist jetzt doch sehr viel schöner," lachte die andere.

Im besten Einvernehmen trennten sie sich. Christine verstaute Susi förmlich in deren Auto inmitten der unzähligen Päckchen und Schachteln und rief ihr zärtlich nach: „Auf Wiedersehen, kleiner Weihnachtsmann!"

„Und am Sonntag kommst du schon früh, daß wir den ganzen Tag vor uns haben?"

Christine wollte freudig bejahen, doch sie sah durch die Scheiben des Wagens gegenüber einen Augenblick ein paar scharfe, blaue Augen auf sich gerichtet, und die Worte blieben ihr in der Kehle stecken. Die davonfahrende Freundin hatte nicht mehr das tiefe Erglühen auf den sonst so blassen Wangen Christinens bemerkt.

Ihr war zumute wie einem Menschen, der träumt, zu fliehen, und doch nicht von der Stelle kommt. Ihre Füße blieben wie angewurzelt und — da stand auch schon Werner Krüß tief aufatmend vor ihr. (Fortsetzung folgt.)

Seilfahrt.

Von Richard Euringer.

Vor dem trotzig steilen Silhouettengrau gleich Kanonenrohren aufgereckter Industrieschornsteine, Hochöfen und Krane, abendlich im Feuerfunkenstoß der bessemerschen Birne, grüßt den Wanderer durch Zechenland spielzeughaft das Speichenspiel der Seilscheiben auf leichten Fördertürmen. Aber aus der Nähe wächst es in recht massivem Ernst auf, bäumt sich eisern auf in kühnem Bau.

Was ein Silberfaden schien, fühlt sich faustdick nun als Drahtseil an, stark genug, die unheimliche Last der Förderschalen zu heben und zu senken. Von der Seilscheibe herab stößt es durch die Wand der Maschinenhalle, rollt sich dort auf einer gewaltigen Trommel auf. Bäuchlings beiderseits flankieren mächtige Zylinder die Treibscheibe, und, auf einer Art Altar und Thronsessel vor die Front des offenen Karrees gerückt, hält ein einziger Beamter die ganze Anlage in Schach, von deren einwandfreier Tätigkeit die Wohlfahrt (buchstäblich: die Wohlfahrt!) nicht nur jener hundert Hauer abhängt, die vielleicht gerade in den Förderkörben hangen.

Die feierliche Stille des hochgefügten Raums gemahnt an einen Dom, und wirklich wie vor Chorgestühl zelebriert der Mann vor der Maschine sein geheimnisvolles Amt. Schweigend hinter ihm steht sein Statthalter, jeden Augenblick bereit, einzuspringen, einzutreten, wenn dem Menschen Menschliches begegnen sollte. Über seine Schulter hält auch er den Blick gespannt auf die Zeichenschrift, die anrufend vor ihm aufglüht, auf die Zeiger, die an stahlgewundener Säule auf und nieder steigen, wenn die Glockenschläge des Signals klingend optischen Kommandoruf bestätigen.

Andächtig, in einer Art von Schalt- und Stellwerk spielend, balanziert die Hand ungeheure Massen aus an unsichtbaren Kräften. Schwere Eisenwagen, vier zu vier, vier Etagen hoch gepflöckt, prall geladen mit dem wuchtigen Gewinn der Flöze, tauchen aus der Teufe, während sich die andere Schale senkt und ins Bodenlose donnert.

„S e i l f a h r t!" glüht der Aufruf auf. Nun hab' acht, beseelte Hand! Menschenschicksal wägst du aus!

Polterndes Getöse löst die Stille ab, wenn man aus der hellen Halle in die dunkle Nacht hinaus schichtwechselnde Belegschaft an den Schacht geleitet. Schläfrig baumelt ihr Geleucht aus der Finsternis, stolpert über blöckiges Gerümpel, überturnt sich, eisernes Geländer hoch, ordnet sich zu stummem Zuge. Füllt das durchsichtige Geflecht des schmalen Eisenkorbs, der wie ein gewaltig hoher Käfig überm Abgrund schwebt, mit Gesichtern und mit Lichtern. Einen Atemzug lang lauscht das tobende Gepolter in den Wohlklang des Signals, dann zerfällt der Spuk. Sechsundfünfzig Menschenleben rasen durch den Schacht bis in die dritte Sohle, fünf, sechs Kirchturmhöhen unter Tag. Sechs Meter je Sekunde. In einer halben Stunde Seilfahrt schluckt der Kohlberg die volle Schicht, ein Bataillon von Bergleuten.

Wir sind die letzten. Unter drei Etagen leerer Förderwagen finden wir Platz in der vierten. Weich wie im gepflegtesten Hotel-Fahrstuhl sackt die Plattform dieses sozusagen abgekappten D-Zugslaufgangs unter den Füßen weg, stürzt der Schacht, durch die gelochten Gitter nur zu ahnen, in schneller Flucht nach oben. Der Druck aufs Ohr erreicht kaum die Stärke normaler Böen im Freiballon, nicht entfernt die Heftigkeit eines Sturzflugs. Zu irgendeinem Phantasiespiel um das Thema „Seilbruch" reicht die Frist nicht hin. Schon flitzt der Lampenschein der Füllörter von Sohle eins und zwei vorüber, schon sind vier, fünf, sechshundert Meter zurückgelegt. Unglaublich sanft schwebt die Schale aus.

Was den Ankömmling empfängt, gleicht einem wohlerhellten Untergrundbahnhof, auf dessen Schmalspur Förderwagenzüge vor elektrischen oder Preßluft-Lokomotiven hin und her rangieren.

Schon gedrückter mutet die Seilfahrt im Blindschacht an, im Stapel unter Tag. Für die Belegschaft ist sie schlechterdings verboten. Eine Tafel warnt ausdrücklich davor.

Der Korb, für je einen „Hund" bemessen, nach den Wänden zu nicht verschalt, hängt an einem Seil, das nicht unter täglicher Kontrolle steht, und Mißhandlungen der „Fahrkunst" durch die jungen Burschen, die sie meist bedienen, sind nicht auszuschließen.

Die Bewetterung läßt, da der Schacht ja nicht zu Tage tritt, zu wünschen übrig, der Mann in voller Größe mag sich ducken, und wenn vorsichtig angefahren wird, bleibt das Möbel wohl noch gar im Berge stecken, wie es uns gelegentlich erging. Aber fragt der Bergmann seinen Gast, wie tief, wie hoch er nun gefahren zu sein glaube, wird der überrascht erfahren, statt der Haushöhe, die er vermutet, wieder einmal kirchturmhoch entrückt zu sein. So verlockt es ihn gewiß nicht, seine Rückreise wie ein Schornsteinfeger, der im Innern eines Industrieschornsteins achtzig Meter steigen müßte, über jene steilen Leitern anzutreten, die den trügerischen Namen „Fahrten" führen. Vielmehr wird er nach den stundenlangen Irrfahrten von Ort zu Ort, von Querschlag zu Querschlag, nach den Rutschpartien durch die Streben unterm Hangenden den Förderkorb am Füllort mit der Freude wiedersehen, mit dem buchstäblich erhebenden Gefühl betreten, das den Bergmannsgruß geprägt hat in das Wort: „Glück auf!"

Spiel im Zwischenakt.

Skizze von William Quindt.

Sehr weich schwang die Stimme des großen Schauspielers durch den Raum: „Nein, sag' nur, sie soll mich nicht vergessen!" — Dann fiel der Vorhang über den zweiten Akt des Peer Gynt.

Das Publikum klatschte wie toll. Solveig trat aus der Kulisse, und die Darsteller mußten sich wieder und wieder verneigen. Sie taten es mit freundlichem Lächeln, obwohl jeder fühlte, daß der tosende Beifall vornehmlich dem berühmten Gast aus der Reichshauptstadt galt.

Der winkte schließlich dem Bühnenmeister energisch zu, den Vorhang endlich unten zu lassen, schob seine Hand unter Solveigs Arm, legte den anderen Arm locker um Helgas Taille und lachte ungeniert: „Kinder, ich habe einen Mordsdurst! Ein Königreich zahl' ich für eine große Weiße!"

Sie sprangen lachend und scherzend miteinander in die Kantine, nahmen Platz auf den Hockern vor dem breiten Schanktisch, und der Berühmte zahlte für alle Anwesenden.

Mitten im Scherzen und lustigen Zuprosten wandte er sich mit plötzlich ernstem Gesicht der jungen Schauspielerin zu, welche die Solveig gespielt hatte und nun still und mit niedergeschlagenen Augen an seiner Seite saß. — „Du hast großartig gespielt, Mädchen!" sagte er anerkennend. „Gar nicht Provinz! Gute Klasse! Du bist reif für Berlin!"

Ihre blonden Augenbrauen hatten nervös gezuckt bei seiner vertraulichen Anrede, aber sie ließ ihm das „Du" hingehen, denn fast alle Schauspieler brauchten es ja untereinander. Sie sah ruhig auf ihre gefalteten Hände, die bewegungslos in ihrem Schoße lagen und sagte schüchtern: „Es ist meine erste größere Rolle!"

„Nicht möglich!" entrüstete sich der Gefeierte. „Das ist ja die Höhe, ein solches Talent brach liegen zu lassen. Na ja — Provinz!" machte er verächtlich. Dann beugte er sich zu ihr und redete eifrig auf sie ein: „Ich nehme kein festes Engagement mehr an, werde nur noch Gastspiele geben — man verdient gut dabei, verstehst du! Aber ich will mir jetzt ein eigenes Ensemble zusammenstellen, dann ist der Verdienst noch größer. Nur eine gute Partnerin brauche ich noch. Schlag ein, Mädchen, dich nehm' ich auf der Stelle. Die Konventionalstrafe zahl' ich — und ein gutes Fixum dazu. Außerdem Beteiligung. Und das Gretchen sollst du spielen und die Hedda Gabler, die Nora und die Penthesilea — schlag ein!"

Sie hob ruckhaft den Kopf, sah ihn mit flimmernden Augen an: „Ist das Ihr Ernst?" — Er nickte: „Das und noch mehr! Du gefällst mir, Mädchen! Deine Hände, dein Haar — und deine Augen, du!" Er beugte sich näher zu ihr und seine Lippen streiften fast ihr Kleid . . .

Sie bog ihm aus. Der Wirbel, der ihren Körper durchbraust bei seinen Worten, ebbte ab im Augenblick, verstummte, schwieg, als wäre er nie dagewesen. — Was galt ihr jetzt das Gretchen, was die Nora? — Ihre Augen hoben sich, wanderten im Kreise. Dort, ganz hinten an der Wand, einsam und traurig wie immer, stand Aslak — ihr Mann. Er wurde stets nur in untergeordneten Rollen beschäftigt, er war ein schlechter Schauspieler. Sie kannte seinen großen Kummer: sich gering zu fühlen neben ihrer aufwärts strebenden, jungen und zukunftsstarken Kraft. Aber sie liebte ihn sehr, verdankte ihm ihr glückhaftes und reines Weibtum — und er war es auch gewesen, der der Anfängerin die ersten Schritte zur Bühne geebnet. Sie wußte, daß sie die Gipfel ihrer Kunst erreichen würde, allein, ohne Aslak — aber auch ohne die Hilfe des großen Gastes, dessen Atem ihre Wangen streifte. Mochte es auch noch Jahre dauern, sie wußte um ihr Können und fühlte sich stark und sicher in diesem Wissen. Aber sie wußte auch, daß Aslak immer an ihrer Seite bleiben würde. — Was galt ihr der große Mime? —

Sie stieß seinen Arm zurück, der sie umschlingen wollte, sprang vom Stuhl, schritt auf Aslak zu, strich kosend über seine traurig und forschend musternden Augen und küßte vor allen Anwesenden demutsvoll seine Hände.

Ein russisches Hollywood.

Die russische staatliche Filmindustrie (Privatunternehmungen auf diesem Gebiet gibt es in Rußland nicht) setzt ihren Konkurrenzkampf mit den Amerikanern energisch fort. Es wird daran gedacht, eine Filmstadt nach dem Muster von Hollywood unweit von Moskau aufzubauen. Filmateliers modernster Art mit vollkommener technischer Ausrüstung sollen dort errichtet werden. Nur die Villen der Filmstars werden sicherlich fehlen . . . vorläufig?

Zur Errichtung der Filmstadt ist in Moskau ein Wettbewerb mit sieben Prämien eröffnet. Für den Wettbewerb wurde die kurze Frist von nur zwei Monaten eingeräumt, da mit den Bauarbeiten noch in dieser Bausaison angefangen werden soll. An dem Wettbewerb nehmen die besten Architekten, Ingenieure und Filmspezialisten Rußlands teil.

Das Hauptgebäude der Filmstadt bei Moskau wird die Filmfabrik mit einem Atelier von 4000 Quadratmetern sein. In dem Atelier werden alljährlich 69 Filme aufgenommen werden können. Neben dem Atelier werden größere Plätze für Freilichtaufnahmen errichtet, ferner ein Bassin für die Aufnahmen unter dem Wasser. Außer den Räumen für Dekorationen, Möbel und sonstige Filmausrüstungen werden der Fabrik größere kunstgewerbliche Werkstätten angegliedert. Ferner wird die Filmfabrik 120 Räume für Operateure, Regisseure und Filmschauspieler enthalten.

Die Jury des Wettbewerbes besteht aus 16 namhaften Persönlichkeiten, die als höchste Autorität auf dem Gebiete der Filmarbeit gelten.

Auf die kommende Filmstadt werden sehr große Hoffnungen gesetzt. Sind russische Filme darstellerisch auf ganz unerreichbarer Höhe, so mangelt es ihnen oft an technischer Vollendung. Dieser Mangel soll jetzt durch die Errichtung der Filmstadt aus dem Wege geschafft werden. „Dann wird die Welt ihr Wunder erleben," sagen die Moskauer. „Wir werden den Amerikanern zeigen, wo die Krebse ihr Winterschläfchen verbringen." Man kann auf die kommenden Filmereignisse nächster Zeit gespannt sein. Hoffentlich werden auch die „neutralen" Zuschauer ungetrübte Freude daran haben können.

Ungeheuer des Meeres.

Von A. Höfner-Frankfurt a. M.

Vor Jahren kam von Toulon in Südfrankreich eine aufregende Kunde. Ein Taucher war in das Meer hinabgestiegen und wurde dort unerwartet von einem Riesentintenfisch (Cephalopoden, Polypen) angefallen. Im Nu hatten die Arme des Tieres ihn umfaßt, schillernd gelbgrüne Augen starrten ihn an, und er fand gerade noch Zeit, das Notsignal zu geben. Bewußtlos brachte man ihn ans Tageslicht. Wenige Sekunden noch, und er wäre in der eisernen Umklammerung erstickt. Das Tier wurde mit Messerstichen getötet und wog 120 Pfund. Jeder Arm hatte eine Länge von acht Metern.

Die Tintenfische bevölkern zu Hunderttausenden das Meer und sind in bescheidenerer Größe in manchem Seewasseraquarium zu sehen. Ihre Größe schwankt je nach der Art zwischen wenigen Zentimetern und mehreren Metern. Die kleinen Exemplare werden in vielen Ländern, z. B. in Italien, in großen Mengen gefangen und sind von Feinschmeckern sehr geschätzt. Der Körper bildet eine schwammige, fleischige Masse, teilweise mit einer Schale und einem Flossensaum umgeben, und trägt einen verhältnismäßig kleinen Kopf, aus dem zwei boshafte Augen hervorstarren. Rund um den Mund, der in schnabelartige Kiefer endigt, erheben sich acht oder zehn äußerst muskulöse Arme, die die Körpergröße vielmal übertreffen und dicht mit Saugnäpfen besetzt sind. Hat ein Arm einmal ein Tier ergriffen, so gibt es kein Entrinnen mehr. Blitzschnell kommen die anderen heran wie riesige Schlangen, und ein qualvoller Erstickungstod harrt des armen Geschöpfes. Dabei sind die Polypen von einer ungeheuren Gefräßigkeit und Mordlust. Es wurde beobachtet, wie ein 35 Zentimeter großer Tintenfisch in einem Becken 25 Fische nacheinander tötete, obwohl er, vollkommen gesättigt, keinen der Fische zu sich nahm. Die kleineren dieser „Seeräuber" sind gewandte Schwimmer. Es ist ja wohl allgemein bekannt, wie sie durch Ausstoßen eines Farbstoffes Sepia eine dunkle Wolke um sich hüllen, um ihren Feinden zu entgehen. Die Riesenpolypen haben ihre Heimat auf dem Boden des Meeres. Dort lauern sie in irgend einer Felsspalte oder kriechen mit Hilfe ihrer „Kopfarme" auf dem Boden umher. Nur selten kommen sie an die Oberfläche, sei es durch unglückliche Zufälle oder infolge heftiger Stürme, die sie für kurze Zeit hochtreiben und ans Gestade werfen. Dann aber enthüllen sie blitzartig die Schrecken der grausigen Tiefe. Zahlreich sind die Berichte von angetriebenen Riesen-Sepien.

So beobachteten die Offiziere des Avisodampfers „Alecton" im Jahre 1861 unweit von Teneriffa einen riesigen Cephalopoden von 5—6 Meter Länge. Man schätzte das Gewicht des Tieres auf 40 Zentner. Die Mannschaft griff das Tier mit Flintenschüssen und Harpunen an. Stundenlang dauerte die Jagd. Schließlich warf man ihm eine Schlinge über, die an den Schwanzflossen hängen blieb. Infolge der Bewegungen des Tieres aber schnitt das Seil den weichen Körper durch, und der Tintenfisch verschwand in der Tiefe. Das abgeschnittene Stück wog etwa 20 Kilogramm. Auch in jüngster Zeit wurde ein Tier von zehn Meter Länge an der Westküste Nordamerikas gesichtet.

Nimmt es da Wunder, wenn das dem Aberglauben leicht zugängliche Mittelalter die Wirklichkeit ins Reich der Phantasie erhob? Schon seit Aristoteles benutzte man das Bild eines Polypen, um eine große Gefahr recht drastisch darzustellen. Olaf Magnus, der Erzbischof von Upsala, erzählt von „Kraken" (Sepien), auf deren Auge 15 Menschen Platz hatten. Der Bischof von Bergen läßt auf dem Rücken seines Ungeheuers sogar hohe Bäume wachsen. Beschrieben werden diese Riesentiere von niemand; denn niemand hat sie je gesehen. Einmal sollen sie als Sandbank, ein anderes Mal als bewachsene Insel erscheinen. Ein Bischof von Island soll sogar versucht haben, auf einer solchen Insel sein Boot zu landen und ein Feuer anzuzünden, bis er dann merkte, daß er auf dem Rücken eines „Kraken" saß. Solcher Märchen gibt es noch viele. Ein Körnchen Wahrheit enthalten sie immerhin.

Bunte Chronik



* **Lindbergh-Briefmarken?** In Amerika plant man die Ausgabe von Wohlfahrtsbriefmarken mit dem Bildnis Lindberghs. Sie sollen zwei Cents mehr kosten als die gleichwertigen anderen Briefmarken. Den Überschuß will man den Mississippi-Opfern zugute kommen lassen.

*

* **Die Frau vor dem Spiegel.** In der Zeit der Rekorde und Statistiken muß alles zahlenmäßig festgelegt und erfaßt sein. So hat jetzt jemand in Schweden ausgerechnet, daß eine Frau von 70 Jahren mindestens 6000 Stunden vor dem Spiegel zugebracht habe, das sind 250 volle Tage. Errechnet wurde die Sache so, daß man annahm, eine Frau stehe oder sitze zwischen ihrem 22. und 70. Lebensjahr täglich mindestens eine halbe Stunde vor dem Spiegel, während vom 15. bis 22. Lebensjahr täglich höchstens eine Viertelstunde vor diesem Glase zugebracht werde. Diese Statistik hinkt an allen Ecken. Erstens kommen, wenn man genau nachrechnet, weit über 9000 Stunden heraus, zweitens dürften junge Mädchen zwischen 15 und 22 Jahren erheblich länger vor dem Spiegel zubringen als Frauen zwischen 60 und 70 Jahren.

*

* **Mann gegen Pferd.** Der englische 63jährige Läufer Charles Harf startete dieser Tage auf dem Fußballgelände des Crystal Palast in London gegen zwei berittene Pferde im Dauerlauf. Er will täglich zwölf Stunden mit den Pferden laufen. Am ersten Tage legte er 40 Meilen zurück, war aber noch zehn Meilen hinter den Pferden zurück. Er gedenkt aber schließlich zu siegen, weil, wie er erklärte, die Pferde nicht genügend Intellekt haben, um sich bis zum äußersten anzustrengen. Wenn er sich nur nicht täuscht, der gute Mann . . .

Lustige Rundschau



* **Einverständnis.** Beim Legen einer neuen Bahnstrecke sagt der Ingenieur zum Farmer: „Die neue Strecke wird also mitten durch Ihren Hof gehen." — „Meinetwegen," erwidert der Farmer, „aber der Teufel soll mich holen, wenn ich jede Nacht aufstehe und das Hoftor aufmache, wenn der Zug kommt!"

*

* **Aus dem Fragekasten einer Zeitung:** „Ich lese so viel von den Sinnen der Fische. Sie können sehen, hören, fühlen und schmecken. Können sie auch riechen?" — Antwort: „Ja, und zwar sehr schlecht, wenn sie lange gelegen haben."

Verantwortlich für die Schriftleitung M. Hepke in Bromberg.
Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.